

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 75 (1988)
Heft: 11: Debatten 1968-1988, eine Bilanz = Débats 1968-1988, un bilan = Debates 1968-1988, a summing up

Artikel: Kann denn Wohnen Sünde sein?
Autor: Kahler, Gert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-57095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gert Kähler
**Kann denn Wohnen
 Sünde sein?**

12,6 Millionen Wohnungen bis 1973, die Vergrößerung der Wohnfläche auf 86,4 m² (1972) bei sinkender Familiengröße – das ist, allein für die Bundesrepublik, eine gewaltige und eindrucksvolle Bilanz: Ein Land baut sich neu.

«Was wir zuliessen, war die Egalisierung der deutschen Städte auf einem Planungs- und Gestaltungsniveau dritter und vierter Hand. (...) Es ist wenigstens tröstlich zu wissen: die neuen Häuser sind so windig entworfen, so schludrig gebaut, (...), dass es kein Kulturfrevell sein wird, dies alles besseren Konzepten zuliebe wo nötig abzureissen»¹ – so Alexander Mit-

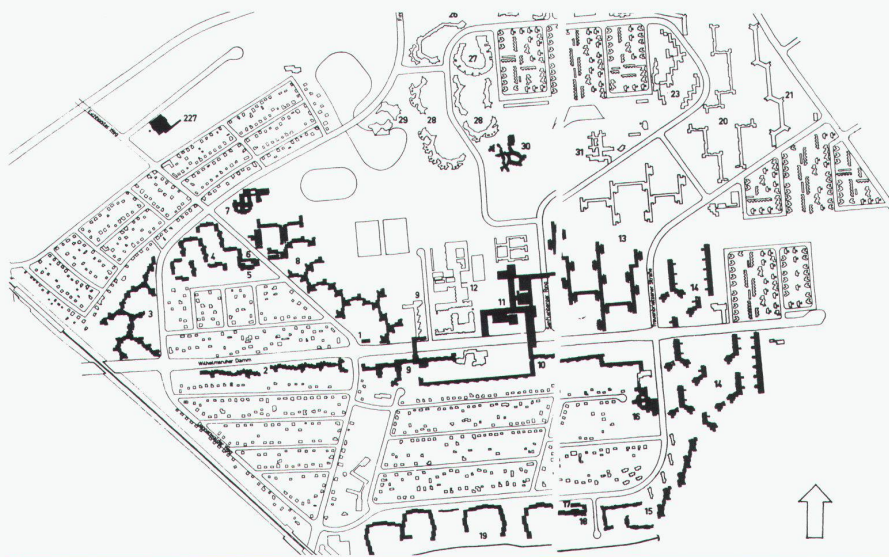
scherlich 1965, dazu Buchtitel von der «gemordeten Stadt» bis «Profitopolis»: Auch das eine Bilanz, auch sie eindrucksvoll und gewaltig, gewalttätig. Der Punkt für einen neuen Anfang war gelegt, und wenn man einige weitere Daten hinzufügt, verdichtet sich das Gefühl des Umbruchs am Ende der sechziger Jahre: Im gleichen Jahre, 1966, erschien Aldo Rossis «L'architettura della città» und Robert Venturis «Complexity and Contradiction in Architecture», 1968 wurde in Berlin das Märkische Viertel fertiggestellt und fand dort eine Anti-Bauausstellung statt, auf der in einem Manifest gefordert wurde: «Herstellung einer aufgeklärten und kritischen Öffentlichkeit» und «Beteiligung aller Betroffenen an jeder Art Planung und Entscheidung»; das Manifest wurde u.a. von Hinrich Bal-

ler, Josef Paul Kleihues und Egbert Kosak unterzeichnet.

20 Jahre später stellt sich die Situation etwa so dar: Es gibt eine erstaunliche Fülle unterschiedlichster Wohnmodelle, die vor allem drei Schwerpunkte im Laufe der Jahre hatten: Erweiterung der Wohnflexibilität im Inneren; Berücksichtigung ökologischer Einflussgrößen; Mitsprache- und Entscheidungsrechte für die Betroffenen. Man kann sie aber auch so beschreiben: Es ist alles beim alten geblieben. Die Schlagworte wechseln mit der Geschwindigkeit von Modedurchreisen, die Planer kommen kaum noch dazu, den je neuesten Jargon ihren Politikern zu verkaufen, und unterhalb dieser dünnen Schicht von «Theorie» bauen die Wohnungsbaugesellschaften wie die Eigenheimbesitzer nach Massgabe von Möbelstellflächen mal Hypothekenzinsen.

Der «Gestaltungswillen aller am Prozess des Bauens Beteiligten»

Die Folgenlosigkeit zahlreicher Wohnexperimente gerade in den siebziger Jahren kann immerhin, neben der Vermutung von Alibivorstellungen, auch einen anderen Grund haben: den, dass sich das Experiment als nicht erfolgreich erwiesen hat. Die Wohnung als technokratischer Verschiebebahnhof hat sich als Fehlschlag herausgestellt. Das hat technische Gründe (wie kann man eine Trennwand bei unterschiedlichen Bodenbelägen versetzen?); es hat vor allem aber psychische Gründe, die mit dem Beharrungsvermögen der Bewohner zu tun haben: Die Wohnung ist nun einmal Rückzugsbereich und Intimsphäre und bedarf der Konstanz des Vertrauten. Wenn man sich aber Texte einschlägiger Wettbewerbe ansieht – «Ziel des Wettbewerbs war es (...), richtungsweisende Vorschläge zur Anwendung von Bausystemen zu gewinnen, die geeignet sein sollten, beispielgebend die baulichen Rahmenbedingungen zur Wiederbelebung innerstädtischer Sozialaktivitäten mit technischen Mitteln zu demonstrieren (...)»² –, dann wird auch klar, dass die doch von den Architekten in der Folge von 1968 beabsichtigte Erweiterung



1



2

1 2
 Märkisches Viertel, Berlin, 1962–1972 / L'ensemble du «Märkisches Viertel»

des Freiheitsspielraumes der Bewohner längst zugunsten technischer Sozialmontage vereinnahmt worden war. Bauten wie die Otto Steidles, der aus vorhandenen Industrieprodukten Häuser zusammenbastelt und entstehende Unpässlichkeiten zur gestalterischen Absicht erklärt; Bauten wie die Metastadt Richard J. Dietrichs in Wulfen, im vergangenen Jahr nach einer unablässigen Folge von Bauschäden und Prozessen abgerissen («Die Wohnungen werden, kaum fertiggestellt, reissend an ganz normale Leute vermietet...»³, so Dietrich 1979), täuschen Mitbestimmung und demokratische Offenheit nur vor. Die Technikgläubigkeit in Systembauten und Bausystemen, die Überzeugung, optimal planen zu können, wenn man nur genügend Daten in Verbindung setzt, lässt jeden Gedanken an nur-menschliche, konstant bleibende Bedürfnisse gar nicht erst aufkommen.

Dass andererseits Bewohner, die den emanzipatorischen Anspruch programmatisch verwirklichen wollen, ebenfalls den Fehlschlägen einer Einübungsphase in die Demokratie unterlagen, mag ein anderes Beispiel erläutern. Das Projekt «Urbanes Wohnen» wurde 1971 in einer Hamburger Neubausiedlung (Steilshoop) entwickelt und sollte neue, gemeinschaftliche Wohnformen erproben. Die Beschreibung der Projektphase lässt die endlosen Diskussionen und Frustrationen nächtlicher Marathonversammlungen durchschimmern, denen man sich zur Erzielung eines demokratischen Konsenses unterziehen musste («Man splitte sich zunächst in die Hauptarbeitsgruppen. Sie bildeten bald Untergruppen, z.B. Kind, Recht, Hauswirtschaft, Kommunikation oder Organisation. (...) Um in der Praxis arbeitsfähig zu werden, wurden vom Plenum zunächst ein Organisationsteam, ein Informationsteam und ein Sprechergremium gewählt.»⁴ Die Grünen ante portas.

Das Experiment wurde nach 10 Jahren beendet, nicht, weil ein böser Bauherr kein Verständnis für neue Wohnformen besessen hätte, sondern weil die Gruppe zu gross war, um in entscheidenden Fragen die notwendige Gemeinsamkeit zu erreichen. Oder anders: Man kann

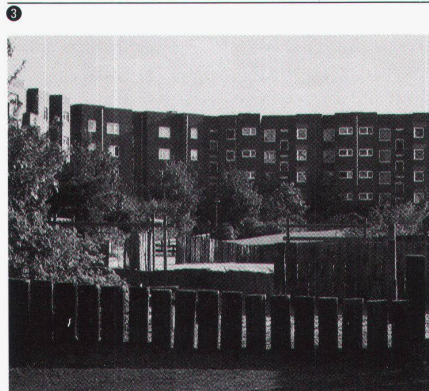
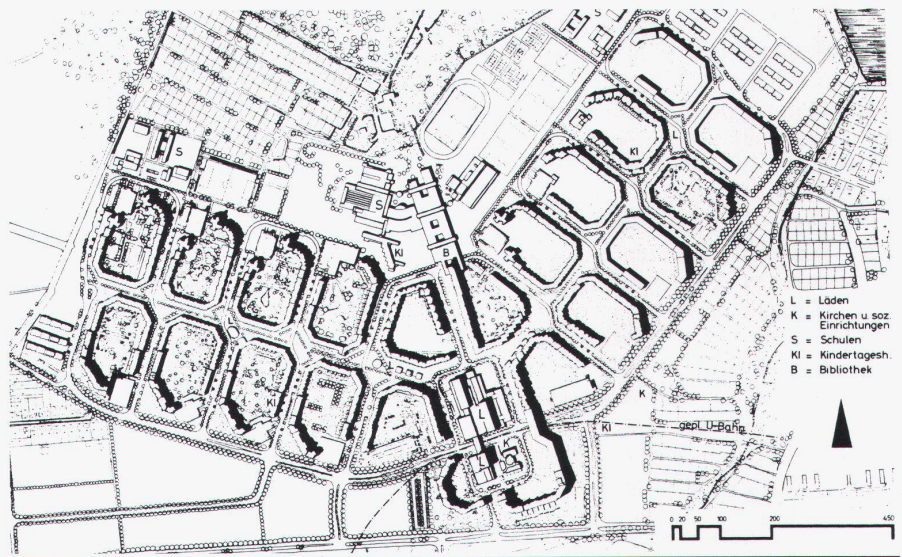
nicht auf die Dauer das Wohnen zum Gegenstand unablässiger Diskussionen machen und in Frage stellen; man möchte einfach: wohnen.

Das ist eine Erfahrung, die in viele der Wohnmodelle eingegangen ist, deren detaillierte Geschichte noch aufzuzeichnen wäre: über die verzweigten Ansätze zu einer die Kleinfamilie sprengenden «Vertrautheitsplanung» – von Kroll und Hertzberger über Matzinger und Metron zu den «Wohnregalen» eines Ottokar Uhl oder Peter Stürzebecher – alle auf der Suche nach einer Wohnung, wie sie als grossbürgerliche Wohnform der Gründerzeit bereits bestanden hatte.

Die Mitbestimmung wird so zu dem, was sie immer war (besonders im anonymen Mietwohnungsbau): zu einer Frage der Fähigkeit und des Einfühlungs-

vermögens des Architekten, der Angebote machen kann, ohne doktrinär (auch im Formenkanon) zu wirken; dessen Architektur Aufforderung zur Inbesitznahme ist; der so einfach baut, dass die Architektur jedem verständlich bleibt, und so vielfältig, dass sie nicht langweilig wird. Ralph Erskines Byker-Quartier in Newcastle ist immer noch eines der eindrucksvollsten Beispiele einer solchen Auffassung von Wohnarchitektur als «Gebrauchskunst» (Erskine) – und sie ist nicht mitbestimmt und überträgt nicht die Verantwortung für die Architektur auf die Bewohner!

Als Julius Posener anno 1969 durch die Gropiusstadt in Berlin spazierte, konnte er nach der Melodie des «Jugendfernkränzes» singen: «Schö-nah, rundah, Schönarunda Sichtbetong». ⁵ Er sin-



③ ④
Hamburg-Steilshoop, 1969–1975

nierte über den Kunstanspruch der Städtebauer, die vor lauter Angst vor Monotonie aufgeregt im Dreieck springen. Das kennzeichnet sehr präzise die Situation des Städtebaus um 1970 und die Hilflosigkeit, mit der weitgehend beliebige Strickmuster addiert wurden, um ja nicht die grosse Siedlung in ein System zu zwingen: Ein Blick auf den Lageplan einer dieser Agglomerationen zeigt die ganze Zufälligkeit des Arrangements.

Von Hamburg-Steilshoop bis IBA-Berlin

Das war zum einen Resultat einer ersten Reflektion der Grosstafelbauweisen und Trabantenstädte, die Ende der sechziger Jahre immer stärker kritisiert wurden. Man hatte in einer gewaltigen Kraftanstrengung eine grosse Zahl von Wohnungen gebaut, und als man sie ansah, stellte man fest, dass sie einem Anspruch keinesfalls gerecht wurden: dem, das demokratische «Recht auf Wohnung» architektonisch umgesetzt zu haben. Die Wohnungen und neuen Viertel zeigten Massenhaftigkeit, aber nicht die Masse als Qualität, wie sie der neuen Demokratie angemessen wäre. Dem sollte nun durch künstliche Individualisierung begegnet werden. Wie wenig das die gestellte Aufgabe erfüllen kann, hatte zur gleichen Zeit Alfred Lorenzer von der Seite der Sozialpsychologie her analysiert. Er stellte fest, dass «*Architektur und Städtebau durch Einsetzung eines Ich-Ideals jene gemeinschaftstiftende Funktion haben, die wir der Stadtplanung qua Sozialmontage (im Sinne der Nachbarschaftsidee) absprechen mussten*».⁶ Die Frage aber, die sich die Architekten stellten, war damit immer noch nicht beantwortet... Wie sieht die «gemeinschaftstiftende Funktion» einer Trabantenstadt architektonisch aus?

Der Architekt hatte im Laufe dieses Jahrhunderts ein Selbstverständnis entwickelt, das ihm die Gestaltung von Lebensvorgängen für andere als eigentliche Aufgabe übertrug. Die neue Aufgabe des Massenwohnungsbaus in der Demokratie hatte sein gesellschaftskritisches Potential wachgerufen (das vorher keineswegs Bestandteil des Berufsbildes

war). Mit der Wohnung für die vielen konnte er unmittelbar in Lebensvorgänge eingreifen und seinen bisherigen «nur» künstlerischen Anspruch viel direkter umsetzen.

Dass er das nach seinem Bilde tat, war kaum überraschend; Ernst Mays Forderung, jeder Architekt möge doch einige Wochen in einer Arbeiterfamilie wohnen, hat er selbst nicht erfüllt. Nein, der Architekt wusste schon, was der Masse frommte, und sah sich 1968 mit der Kritik am Märkischen Viertel oder Schriften wie den erwähnten, plötzlich gescheitert, obwohl er es doch so gut gemeint hatte.

Eine erste Antwort darauf waren städtebauliche Grossformen, wie in Hamburg-Steilshoop gebaut (Planung 1969): der Rückgriff auf Hofformen der zwanziger Jahre (damit eine erste bewusste Anknüpfung an die eigene Geschichte), die zu einer Grossform addiert wurden. Damit wird der Versuch gemacht, nicht über die beliebige Vielfalt einer Gropiusstadt, sondern über eine erkennbare Grundeinheit dem Bewohner einen Ort der Identifikation zu schaffen: «Die Gesamtanlage setzt als einprägsame städtebauliche Grossform einen erwünschten ordnenden Akzent in eine unübersichtliche und amorph gewordene Stadtlandschaft.»⁷

Das extremste Beispiel einer Architektur, die über die Gesamtform und die formale Gestaltung dem Bewohner das Gefühl von Identität vermitteln will, sind sicherlich die Wohnanlagen Ricardo Bofills in Frankreich: Fertigteil-Klassizismus zu Anlagen aus dem historischen Repertoire getürmt. Die Fragwürdigkeit dieser Bauten liegt nicht in ihrer Monumentalität (die macht sie vielmehr diskussionswürdig: warum soll ein «Versailles for the people» nicht die demokratische Herrschaft des Volkes durch eine neue Herrschaftsarchitektur ausdrücken?). Sie liegt vielmehr zum einen im Umfeld: Wenn in unmittelbarer Nachbarschaft eines «Palacio d'Abraxas» in Marne-La-Vallée alle anderen gängigen Architekturmoden vertreten sind, dann wird die Aussage des Monumentalen, des Massenwohnungsbaus als neuer Herrschaftsarchitektur, aufgehoben und zur

inhaltsleeren Attitude. Zum anderen wird der architektonische Anspruch im Konflikt mit den extrem banalen und häufig nicht einmal funktionierenden Grundrissen zuschanden: Die «Herrschaftsarchitektur der Masse» bleibt aufgesetzt und wird nicht in wirkliche Inhalte überführt.

Das Gegenstück zu Bofills Palästen stellen die «Vollwertwohnungen» eines Harry Glück in Wien dar. Die Bezeichnung aus dem Reformhaus suggeriert alternatives Wohnen und gesunde Umwelt. Tatsächlich wird in diesen Bauten ein extrem hoher Ausstattungsgrad von Wohnung und Wohnumfeld geboten – vom Schwimmbad auf dem Dach bis zu diversen Gemeinschaftsräumen, die die Gründung zahlreicher Mietervereinigungen zu jedem Zweck stimulieren. Das Ergebnis ist eine Wohnanlage, die – zumal, da sie aus Kostengründen zumeist am Stadtrand liegt – völlig autark ist; der Bewohner muss sie nur verlassen, um zur Arbeit zu fahren: «Diese Leute "leben" im wahrsten Sinne des Wortes im Wohnpark. Überspitzt formuliert könnte man sagen, dass sie fast unwillig in Urlaub fahren, weil sie viele ihrer Bedürfnisse in einem optimalen Mass hier ausleben können (...)»⁸ schreiben die Befürworter und entlarven sich damit selbst: brave new world, in der niemand mehr selbst denkt und handelt.

Gerade das Gegenteil des Glückschen Konzeptes – optimale Versorgung im Hause, Rückzug in Stadtrandgebiete – ist der eigentliche Kern der Internationalen Bauausstellung in Berlin: «Die Innenstadt als Wohnort». Bei aller berechtigten Kritik an Einzelheiten bleibt als Gewinn die eindeutige und entschiedene Stellungnahme für die Stadt – diese begriffen als chaotisches, lebendiges, nichteindeutiges, lautes, hässliches, nichtverkehrsgerechtes Gebilde, das baulicher Ausdruck heutigen Zusammenlebens von Menschen ist. Stadt, deren einzelne Erscheinungsformen zwischen Kurfürstendamm und Kreuzberg nicht «schön» sind im Sinne architektonischer Reinheit, deren Summe aber die Vielfalt von Leben heute besitzt. Insofern ist die IBA die längst notwendige Antwort auf all jene Architektenträume, die einen «reinen» Städ-

tebau verwirklichen wollten, seit den zwanziger Jahren: Der Architekt als Gestalter von Lebensvorgängen nach seinem Bilde hat ausgedient, das *eine* Konzept (welches auch immer) reicht nicht aus (hat es nie). Und die IBA ist auch eine Antwort auf jene Stadtherren, die ihre Zentren in einen nie gewesenen Zustand früherer Zeiten, vorzugsweise des Mittelalters, bringen wollen. Die Disneyland-Dekorateurs des Public Design sind genauso Manipulateure von Lebensvorgängen wie die Erbauer von Schlafstädten – nur dass ihre Entschuldigungen andere sind: damals der Zwang zur grossen Zahl, heute Stadt-Identity und Fremdenverkehr.

Bilanzen

Wie sieht nun die Bilanz nach zwanzig Jahren aus? Zunächst: Es gibt gar keine. Was 1968 als Einschnitt seine Berechtigung besass, ist heute nur zufälliges Jubiläum; nicht Bilanz, nicht der abschliessende Strich unter eine Epoche ist gefragt, sondern das Erkennen von Entwicklungslinien:

- Die Architekten haben Glück gehabt, weil der Bevölkerungsrückgang in Mitteleuropa das Bedürfnis nach Qualität wachsen liess – eine Frage des Marktes, nicht der Einsicht der Architekten.
- Die Besinnungspause aber (befördert auch durch die verschiedenen Ölkrisen wie durch eine «Veränderung in den Köpfen», die in der Tat das Verdienst der 68er Generation war) hat dem Wohnungsbau gutgetan. Gleich, ob jedes Experiment einschlägt, das da, mit grossen Vorschusslorbeeren bedacht, gebaut wird: *dass* es erprobt wird, ist wichtig.
- Die Parallelität der verschiedenen Experimentierfelder – Mitbestimmung, Grundrissflexibilität, ökologisches Bauen, Gruppenwohnen – ist nicht Zeichen von Ratlosigkeit, sondern Gewinn. Es kann der eine Wohnungstyp nicht das Angemessene (im buchstäblichen Sinne) einer vielfältigen Gesellschaft sein.
- Die Wohnung als Ausdruck einer selbstbewussten Herrschaft des Volkes steht als Aufgabe immer noch an. Das «Göttliche im Massenwohnungsbau»⁹ ist noch nicht eingelöst. Charles Moore, der

eine Ahnung davon hat, ist in Berlin-Tegel katastrophal gescheitert.

– Architekten und Städtebauer waren schon immer besonders gut in der Lage, eigene Positionen mit Worten zuzukleiers (ein Zwang des Berufes, der verkaufen muss). Die Worte sind nicht von Bedeutung; eine Architektur der Postmoderne, als Stil begriffen, hat im Wohnungsbau nur dekorativen Stellenwert. Das ist nicht unwichtig, aber nicht entscheidend. Es gibt, andererseits, keinen «postmodernen» Grundriss.

Architekturtheorie? Abklopfen der Begriffe und Bilanz der Diskussionen der letzten zwanzig Jahre? Bietet Vielfalt an! Lasst die Leute wohnen! G.K.

Anmerkungen siehe Seite 75



5



6



7

5 6 7

Internationale Bauausstellung Berlin, «Die Innenstadt als Wohnort» (Gesamtplan: Bestand und Erneuerung), Überbauung an der Ritterstrasse, 1981, Architekt: R. Krier / Exposition Internationale d'Architecture, Berlin, «Le centre-ville comme lieu d'habitat» (plan d'ensemble: existant et rénovations), ensemble de la Ritterstrasse / International Architectural Exhibition, Berlin, «The urban center as residence» (General plan: substance and renewal), complex on Ritterstrasse

tance architecturale historique, imposa aux architectes des examens approfondis et empêcha toute solution à priori. Avec la Torre Velasca, une tour que le groupe BBPR érigea en 1957–1960 à proximité de la cathédrale de Milan, fut créée, pour la première fois depuis longtemps, une silhouette dominant la ville qui se référait aux données de l'endroit. Elle donna lieu aux discussions qui s'imposaient. En Allemagne, Hans Scharoun ou Gottfried Böhm utilisèrent des souvenirs expressionnistes personnels ou familiers pour rafraîchir les réserves épuisées du moderne. D'autres architectes allèrent chercher des cultures lointaines pour en tirer de nouveaux concepts. Ainsi Jørn Utzon, le temple mexicain ancien; Aldo van Eyck, les maisons des Pueblos et des Dogon. Tous ces exemples ne permettent pas de parler de reprise littérale, ni d'attrait purement esthétique. Il s'agissait chaque fois de modes de vie, d'attitudes, de modèles de comportement ou de types anthropologiques fondés.

Cette architecture qui savait justifier ses références au passé, fut débordée, dans les années soixante-dix, par le postmoderne proluxe de citations. Enfin, le musée imaginaire était grand ouvert aux utilisateurs avec sa réserve inépuisable d'images. A l'opposé de ceux du 19^{ème} siècle, les nouveaux historistes ne savent généralement pas justifier leurs choix. Il en résulte une perte de valeur dans le message apporté par chacune de leurs décisions. C'est le regard touristique qui règne: ici une impression, là une autre. Les images architecturales sont maintenant vraiment réduites à des vues en deux dimensions; façades sans la profondeur spatiale et ne parlons pas de la dimension sémantique ou sociale. On ne peut même pas retenir le critère de l'innovation, car là où rien n'intéresse vraiment, tout semble se confondre. Le nouveau apparaît comme ancien et l'ancien comme nouveau, la Mastaba de l'Égypte antique côtoie la tour gothisante, l'architecture révolutionnaire réincarnée avoisine la citation du moderne héroïque. Etant donné que même l'architecture d'utilisation quotidienne s'orne de tout un échantillonnage hétérogène, les objets d'une signification plus importante réclament les plus grands efforts de leurs auteurs pour attirer une attention tenue pour indispensable et récolter une célébrité limitée à trois

mois dans la presse spécialisée et publique.

Les règles pleines de sagesse, au nom desquelles les théoriciens de l'information et les psychologues de la perception réclamaient une mesure raisonnable dans le dosage de la perception sensorielle, semblent oubliées depuis longtemps. L'architecture écrit Charles Jencks, ignorant parfaitement la compréhension convenable de celle-ci, n'est malheureusement pas perçue intensivement comme une symphonie ou une œuvre d'art plastique. L'architecte doit donc surinstrumenter son édifice s'il veut que son œuvre survive à l'évolution rapide des codes de compréhension.¹⁰ Mais, livré au dictat de sensations toujours plus fortes, le message des images s'évapore progressivement. La symphonie à chaque coin de rue devient la rengaine que personne n'entend plus.

Les images peuvent exprimer des réalités ou les déformer. Expression de souhaits contradictoires et fruit de l'effort des utilisateurs, on ne trouve l'imagé que dans les régions marginales de l'architecture, dans la scène alternative, dans les bâtiments définis par leurs habitants et chez les architectes qui comprennent leur rôle comme un dialogue avec les intéressés. Les images architecturales qui voient le jour ainsi sont (ou doivent être) des vues instantanées sur des événements riches de conflits en cours d'évolution. Si l'on veut être juste, on doit reconnaître que des architectes comme Lucien Kroll ou Ralph Erskine qui laissent au locataire ou au propriétaire le premier et le dernier mot, savent orienter le processus de projet dans des directions qui s'accordent avec les modèles de représentation existants.

Les images autoritaires imposées par les artistes de façade en vogue ne laissent rien paraître de la situation interne et des contradictions propres aux événements vivants. Ou celui qui se plaint ainsi, se cramponne-t-il désespérément à une esthétique de la conformité qui voudrait encore voir la contradiction se refléter comme telle? On sait qu'Oscar Wilde a prétendu que la profondeur était dans la surface. La vérité de tous ces décors serait donc une vérité sur la société qui se procure ses images interchangeables auprès des médias et qui aligne ses conditions de perception sur celle de la production. Le retour des images souhaité par Hein-

rich von Kleist comme un signe de l'unité retrouvée entre l'âme et la forme («ainsi, comme... l'image du miroir creux après qu'elle se soit éloignée vers l'infini, reparaît soudain sous nos yeux...»), n'a rien de commun avec cette offre de consommation. Ce retour des images est bien plus l'échange ininterrompu de matériel optique semblant résulter des cycles du goût venus du marché; avant-hier brutaliste, hier postmoderne et aujourd'hui déconstructiviste et bien autre chose encore à côté et en même temps.

W.P.

Anmerkungen

Beitrag Seite 32ff.

- 1 Vgl. Gerd Albers, Alexander Papageorgiou-Venetas. *Stadtplanung. Entwicklungslinien 1945–1980*. Tübingen, 1984. S. 183 ff.
- 2 Kevin Lynch. *The Image of the City*. Cambridge, Mass., 1960. Deutsch: *Das Bild der Stadt*. Berlin, Frankfurt, Wien, 1965.
- 3 Manfred Kiemle. *Ästhetische Probleme der Architektur unter dem Aspekt der Informationsästhetik*. Quickborn, 1967. – Amos Rapoport, Robert Kantor. *Complexity and Ambiguity in Environmental Design*. In: *Journal of the American Institute of Planners* 7, 1967. S. 210 ff. Deutsch: *Komplexität und Ambivalenz in der Umweltgestaltung*. In: *Stadtbauwelt* 26, 1970. S. 114 ff. D. Canter (Hrsg.). *Architectural Psychology*. London, 1970. Deutsch: *Architekturpsychologie*. Düsseldorf, 1973.
- 4 George R. Collins, Christiane Craseman Collins. *Camillo Sitte and the Birth of Modern City Planning*. New York, 1965, 1986.
- 5 Vgl. Thomas Sieverts, Martina Schneider. *Zur Theorie der Stadtgestalt*. In: *Stadtbauwelt* 26, 1970. S. 109.
- 6 Colin Rowe, Fred Koetter. *Collage City*. Cambridge, Mass., 1978. Deutsch: Basel, 1984.
- 7 Reyner Banham. *Brutalismus in der Architektur*. Stuttgart, 1966.
- 8 S. Giedion. *Raum, Zeit, Architektur*. Ravensburg, 1965. S. 28.
- 9 George Cullen. *Townscape*. London, 1961.
- 10 Charles Jencks. *The Language of Postmodern Architecture*. London, 1977. S. 58. Deutsch: *Die Sprache der postmodernen Architektur*. Stuttgart, 1978.

Beitrag Seite 38ff.

- 1 A. Mitscherlich: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Frankfurt 1965, S. 67
- 2 BMBau (Hrsg.): *Grundsatzwettbewerb INTEGRA*, Teil 2 (Schriftenreihe «Wettbewerbe» 05.004); S. 22
- 3 R.J. Dietrich: *Metastadt – Idee und Wirklichkeit*. In: db 1979
- 4 R. Spille: *Projekt «Urbanes Wohnen»*. In: *Bauwelt* 42/71
- 5 J. Posener: *Spaziergang in B.B.R.* (1969). In: ders.: *Aufsätze und Vorträge*, Braunschweig/Wiesbaden 1981, S. 169
- 6 A. Lorenzer. In: H. Berndt/A. Lorenzer/K. Horn: *Architektur als Ideologie*. Frankfurt 1968, S. 89
- 7 Hamburger Baubehörde; zitiert nach: F. Spengelin: *Die Entwicklung des Wohnungsbaus in Hamburg seit 1945*. In: *neue heimat monatshefte* 10/81, S. 24
- 8 In: *Wohnbau* 9/83, S. 9
- 9 Ausführlicher in: G. Kähler: *Wohnung und Herrschaft oder: «Die Staatsgewalt geht vom Volke aus»*. In: G. Fischer u.a.: *Abschied von der Postmoderne*. Braunschweig/Wiesbaden 1987, S. 193 ff